
Gangolf Hübinger

Historikertage und Soziologentage vor dem Ersten Weltkrieg.

Kommunikation und institutionelle Abgrenzung

Zeitungsagenturen meldeten im Oktober 1995: „Der Senat der Deutschen Forschungsgemeinschaft hat ... die Gründung einer Kommission für Kulturwissenschaften beschlossen. Ihre Aufgabe wird es sein, die geistesgeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Fächer einer inhaltlich-methodischen, institutionellen und strukturellen Analyse zu unterziehen. ... Auch soll einer sich abzeichnenden Auseinanderentwicklung der beiden Fächer (sic!) entgegen gewirkt werden.“¹

Solche kritischen Bestandsaufnahmen der inhaltlichen, methodischen und institutionellen Verfassung der Kulturwissenschaften gibt es nicht erst, seitdem es effiziente Wissenschaftsbehörden gibt. Sie entstanden in den universitären Reformdiskursen um 1800 und wurden zum festen Bestandteil im Dauerstreit der sich beschleunigt spezialisierenden und professionalisierenden Einzeldisziplinen seit dem späten 19. Jahrhundert. Auf's Ganze der Epoche gesehen, spricht der Sozialhistoriker Eric Hobsbawm für das Wissenschaftssystem von der Zeit um 1900 als der Periode, in der „die gesamte Art und Weise, wie der Mensch sich sein Bild vom Universum macht und dieses zu begreifen sucht, innerhalb einer ziemlich kurzen Zeitspanne verworfen und radikal verändert wird.“² Wie das für Leipzig und sein intellektuellenmilieu aussah, hat Roger Chickering am Beispiel des interdisziplinären „Positivistenkranzchen“ um Wilhelm Wundt, Wilhelm Ostwald, Friedrich Ratzel, Karl Bücher und Karl Lamprecht anschaulich dargestellt.³ Und wie die „idealistische“ Antwort zur Reform der Geistes- und Sozialwissenschaften aussah, wird immer wieder am „Weltdorf Heidelberg“ demonstriert.⁴

Meine Frage richtet sich darauf, wie im Rahmen dieses wissenschaftlichen Umbruchprozesses, und speziell vor der Folie der das 19. Jahrhundert beherrschenden Geschichtswissenschaft – etabliert, selbstbewußt und staatstragend – die Institutionalisierungsgeschichte der Soziologie in Gang kommt und sich in den Jahrestagungen der 1909 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie dokumentiert: auf der Suche nach ihrem Gegenstand und nach ihrem Ort in der Wissenschaft ebenso wie im öffentlichen Leben. Die schwierige Beziehung, die sich zwischen Geschichte und Soziologie nach dem Ende des Lamprechtstreites um 1900 und der Unter-

brechung aller wissenschaftsinternen Dynamik durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges aufbaute, läßt sich nicht unmittelbar aus dem Vergleich der Historikertage und Soziologentage erschließen. Dreizehn Historikertage zeugen von eingespieltem Fachdiskurs, routinierten Geschäftsberichten über empirische Großprojekte, gedämpften Methodendiskussionen, dafür rege Geselligkeit einschließlich eines Damenkomitees mit Marie Dopsch an der Spitze.⁵ Dagegen nur zwei Soziologentage 1910 und 1912, in gereizter Stimmung, mit Austrittsdrohungen, unsicherer Geschäftsordnung, heftigen Kontroversen, von der in den Statuten festgeschriebenen methodischen Disziplinierung bis zum wissenschaftlichen Status der Rassenanthropologie. Woraus sich ein Vergleich der Institutionalisierungsprozesse und ein Blick auf die Kommunikationsmuster gleichwohl ergibt, läßt sich schon beim Rezensenten des Verhandlungsprotokolls des 1. Deutschen Soziologentages in der „Historischen Zeitschrift“ nachlesen. Paul Mombert, Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker, will die „mehr prinzipiellen Fragen“ thematisieren. Wenn die Soziologie eine „besondere neue Wissenschaft für sich“ sein wolle, dann sei sie strikt abzulehnen. Oder „ob man lediglich von soziologischen Beziehungen der einzelnen sozialen Wissenszweige untereinander“ sprechen sollte, – dann sei „der Ausdruck Soziologie ein neuer Name für eine bekannte Sache.“ Der Rezensent nimmt also Georg von Belows berühmtes Verdikt über die Einrichtung soziologischer Lehrstühle von 1919 vorweg. Und er teilt die Redner des 1. Soziologentages, seiner Unterscheidung entsprechend, in integrierbare und auszuschließende. Von den konkreten Fachwissenschaften seriös seien Andreas Voigt über Wirtschaft und Recht, Hermann Kantorowicz über Rechtswissenschaft und Soziologie, Ernst Troeltsch über christliches und profanes Naturrecht, und auch noch Alfred Ploetz über Rasse und Gesellschaft. „Die übrigen Vorträge, wie der ... Einleitungsvortrag von Tönnies, die Vorträge von Sombart über Technik und Kultur, Gothein über die Soziologie der Panik, von Simmel über Soziologie der Geselligkeit, sind recht geistreiche Darlegungen sehr gescheiter Leute“, können aber „ohne die nun einmal unentbehrliche solide wissenschaftliche Unterlage an wissenschaftlich wertvollem recht wenig zutage fördern“. Insgesamt drohe dem Wissenschaftssystem Gefahr, weil die neu gegründete Gesellschaft für Soziologie sich anschiebe, sich den anderen Wissenszweigen überzuordnen, sich andere Gebiete als Sektionen einzugliedern, beispielsweise die Deutsche Statistische Gesellschaft, und überhaupt, wie es in Paragraph 4 der Statuten heiße, „ausdrücklich von den Hilfsdisziplinen der Soziologie“ spreche.⁶

In dieser durchaus repräsentativen (abgesehen einmal von Ernst Bernheim oder Kurt Breysig etwa als Mitunterzeichner des Gründungsaufrufs der DGS) Einschätzung sind die Grenzen klar markiert, von denen aus die

Fachhistorie die beschleunigte „take-off-Phase“ der Soziologie sieht und bewertet. Diese „take-off-Phase“ – die institutionelle Befestigung im Konzert der Kulturwissenschaften – beginnt 1904 mit der Neukonzeption des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, erhält Farbe durch Max Webers „Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“ mit den historischen Kritiken und Autikritiken, bekommt eine Handbuchkodifizierung durch den Stoffverteilungsplan zum neuen „Handbuch der politischen Ökonomie von 1910“⁷ und schließt mit dem 2. Soziologentag im Oktober 1912, den Alfred Weber mit einem Vortrag über den soziologischen Kulturbegriff eröffnet.

Charakterisieren will ich diese Phase im folgenden unter dem Aspekt, der auf dem Ersten Soziologentag z.B. bei Werner Sombart über „Technik und Kultur“ und dann bei Alfred Webers genanntem Vortrag deutlich geworden ist, wie – gerade weil die Debatten über den abstrakten Begriff der „Gesellschaft“ unergiebig blieben – die „Soziologen“ sich interdisziplinär als Kulturforscher präsentierten, damit in die Domäne der Geschichtswissenschaft einbrachen und um neue Standards der historischen Kulturforschung rivalisierten, neue zeithistorisch zulaufende Fragestellungen formulierten und neue inhaltliche Problemfelder absteckten.

Der zitierte Rezensent der „Historischen Zeitschrift“, den ich weiterhin als Wegweiser wähle, hat Recht, wenn er die deutsche Soziologie als Nachzügler im internationalen Prozeß bezeichnet. Frankreich besitzt mit Emile Durkheim, den „Règles de la méthode sociologique“ von 1895 und der „Année sociologique“ von 1898 Institutionen von nationalpädagogischem Gewicht. In England findet die Soziologie unter beharrlichem Druck von Sidney und Beatrice Webb ihren arbeitstauglichen Ort in der 1895 gegründeten London School of Economics. In Deutschland ist die Lage noch zehn Jahre später sehr konfus. Und es sind sehr konträre Ideenbündel, deren Vertreter sich 1909 in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zusammenraufen müssen. So liest auch Rezensent Mombert das Verhandlungsprotokoll des 1. Soziologentages: Jeder Soziologe besitzt so ziemlich seine eigene Soziologie ... Die einen geben ihr eine psychologische, die anderen eine wirtschaftliche, wieder andere eine biologische Grundlage, wieder andere wollen sie rein kulturgeschichtlich fundieren.“⁸ Idealtypisch lassen sich zumindest vier Richtungen mit unterschiedlichen *bodies of doctrine* und unterschiedlichen interdisziplinären Einbindungen unterscheiden:

1. Die Geburt der Soziologie aus dem Geist des wissenschaftlichen Monismus.
2. Die Geburt der Soziologie aus der Politik des Sozialismus.
3. Die Geburt der Soziologie aus der Krise des Historismus.
4. Die Geburt der Soziologie aus dem Geist der Zivilisationskritik.

Ich möchte diese vier Gründungsszenarien kurz gegeneinander profilieren.

Zu 1. Eine monistische, naturalistische Begründung der Soziologie, die in Deutschland nie dominant wird, die für die Institutionalisierungsphase aber auch nicht unterschlagen werden darf, geht auf die Popularisierung von Auguste Comte und den Sozialdarwinismus der Jahrhundertwende zurück. Der Chemiker und Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald, der sehr spät erst Comte für sich entdeckt hat, konstruiert für seine energetische Kulturtheorie, die er in seinen Sonntagspredigten popularisiert, ein in sich logisch geschlossenes, hierarchisch geordnetes Wissenschaftssystem, an deren Spitze die neue Soziologie zu stehen habe. Ostwald nennt sie charakteristischerweise „Kulturologie“.⁹ Im Einheitsideal der Wissenschaften profilierte sie eine utilitaristische Ethik; Ostwald schlußfolgert, „daß die Ethik nichts anderes ist, als die Lehre vom gegenseitigen Verhalten der Menschen in der menschlichen Gesellschaft, also mit anderen Worten, daß die Ethik angewandte Soziologie sein muß und nichts anderes sein kann.“ Ferdinand Tönnies, die treibende Kraft der Professionalisierung der deutschen Soziologie, mit den wichtigsten internationalen Kontakten nach Frankreich und England, liebäugelt sehr stark mit diesem Modell.¹⁰ Dogmatischer als Tönnies vertritt Rudolph Goldscheid, mit Wilhelm Ostwald Herausgeber der „Annalen für Natur- und Kulturphilosophie“ das monistische Wissenschaftsideal. 1907 begründet er die Soziologische Gesellschaft in Wien; als Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft 1909 sorgt er für starke Polarisierungen, die unter anderem zum baldigen Austritt von Georg Simmel und Max Weber führen. Goldscheid wird 1913 in den Vorstand gewählt, aber die positivistische Soziologie bleibt in einer intellektuellen Minderheitenposition.

Zu 2. Über den Aspekt einer Gründung der Soziologie aus dem Geist des wissenschaftlichen Sozialismus informiert der bekannte Artikel „Soziologie“ in den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ mit den vielschichtigen Assoziationsebenen und Sprachspielen von Sozialismus – Soziologie erschöpfend.¹¹ Neue Impulse für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung gibt aber jetzt die fundierte Biographie zu Werner Sombart, neben Tönnies, Max Weber und Georg Simmel die vierte Gründungsfigur der Soziologie von intellektuellem und wissenschaftspolitischem Gewicht. Friedrich Lengers Untersuchung zeigt Sombart als eine deutsche Gelehrtenexistenz mit ihren Professionalisierungs- und Karrieremustern. Sie rekonstruiert eine wichtige Entwicklungslinie der deutschen Soziologie – nicht versimpelt „von Marx zu Hitler“ – sondern korrekt als komplexen Denkweg von einem in der kameralistischen Tradition wurzelnden Staatssozialismus zur Soziologie eines romantisierenden Antikapitalismus. Ein sozialwissenschaftlich nicht untypischer Denkweg, der mit einer Analyse

des Klassenkampfes beginnt und mit dem Wunsch nach der organischen Volksgemeinschaft endet. So enthält Sombarts vielzitiertes Vortrag auf dem ersten Soziologentag über „Technik und Kultur“ mit seiner Betonung der zersetzenden Kraft der modernen Technik – „... hat es denn wirklich einen Wert, daß wir in der Luft herumfliegen oder nicht?“ – auch alle zentralen Elemente der romantischen fin-de-siècle-Kulturkritik.¹²

Zu 3. Maßgeblich für den grundsätzlichen Wandel im System der Geistes- und Sozialwissenschaften um 1900, in dem erst der Raum für die Institutionalisierung einer neuen Disziplin wie der Soziologie geschaffen wurde, ist die sprichwörtliche Krise des Historismus. Ernst Troeltsch, einer der wenigen geschätzten Redner sowohl des Historikerverbandes als auch der DGS, hat in seiner großen Studie „Der Historismus und seine Probleme“ die richtige Diagnose gestellt. Die Fachhistorie erstickt am Quellenpositivismus, die großen Fragen nach den Grunderfahrungen der modernen Zivilisationsgesellschaften, nach der Art, wie historische Prozesse in gegenwärtige Lebensverhältnisse münden, wandern um 1900 endgültig aus der Geschichtswissenschaft aus.¹³ Recht übereinstimmend gelten denn auch bis heute Durkheim, Schmell und Max Weber als klassische Referenzen einer *neuen* Gestalt kulturwissenschaftlichen Forschens.¹⁴

Wolf Lepenies vertritt in den „Drei Kulturen“ die These, daß sich die Soziologie unter anderem als eine „neue Version der Kulturgeschichte“ etabliert habe.¹⁵ Das ist etwas pauschal, aber bezogen auf Max Weber und Ernst Troeltsch durchaus richtig. Weber hat seine „protestantische Ethik“ gegenüber Heinrich Rickert dezidiert als einen „kulturgeschichtlichen Aufsatz“ eingestuft.¹⁶ Er hat den allerletzten Absatz nicht nur zu einer Polemik gegen Lamprecht, sondern wichtiger: zu einer kategorialen Skizze einer integrierenden Kulturgeschichte der Neuzeit benutzt. Die Leitfrage nach der Kulturbedeutung von Ethiken für „die Art der Organisation und der Funktionen sozialer Gemeinschaften vom Konventikel bis zum Staat“¹⁷, ist bekanntlich von Troeltsch auf dem Historikertag 1906 in Vertretung von Weber im Referat „Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt“ aufgegriffen und in der Artikelfolge des AfSS zu den „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ empirisch kleingearbeitet worden.¹⁸ Leider schreibt die neueste Studie zu diesem Komplex, die Dissertation von Stefan Haas über „Historische Kulturforschung in Deutschland 1880 bis 1930“, trotz höchster theoretischer Ansprüche, vollständig an diesen neuen interdisziplinären Konfigurationen vorbei.¹⁹

Zu 4. Gegenüber dem naturwissenschaftlichen, dem sozialistischen und dem historismuskritischen hat momentan ein viertes Gründungsszenarium Konjunktur. Es bewertet die Soziologie aus dem antisozziologischen Effekt

derjenigen Kulturwissenschaftler heraus, die sie als eigenständige und von der Geschichte losgelöste Disziplin zu verhindern suchen wollen. Das ist kein Paradox, sondern stützt sich natürlich auf Friedrich Nietzsche. Nietzsches Notiz von 1888, der Soziologie „bleibt vorzuwerfen, daß sie nur das Verfallsgebilde der Societät aus Erfahrung kennt und unvermeidlich die eigenen Verfalls-Instinkte als Norm des Soziologischen Urteils nimmt“, gilt den Nietzscheanern bis heute als Einsicht in die Unmöglichkeit einer selbständigen Wissenschaft von der Gesellschaft. Diese Sicht ist mit der kulturalistischen Wende in den Sozialwissenschaften der letzten Jahre recht dominant geworden. Keine Studie zu Georg Simmel, erst recht keine zu Max Weber, die nicht in einem eigenen Kapitel die Einflüsse Nietzsches neu entdeckt.²⁰

Die Bedeutung von Nietzsches Kritik der Modernität in der Orientierungskrise der Kulturwissenschaften um 1900 ist natürlich unbestritten, wird aber für die Neugestaltung des Wissenschaftssystems durch Fachpresse, Lehr- und Handbücher, maßgebende Publikationen und eben Fachverbände eher eindimensional und überzogen dargestellt. Um dies für die Spannung zwischen Geschichte und Soziologie zu zeigen, ist der Bezug auf Max Weber unvermeidlich, der zwischen 1904 und 1910 den größten inhaltlichen wie organisatorischen Einfluß genommen hat. Der andererseits aber auch ein großes Fragezeichen hinter die Verfachlichung der Soziologie gesetzt hat. „Das meiste, was unter dem Namen Soziologie geht, ist Schwindel“, soll er in Heidelberg gesagt haben.

Ein Hauptindikator für die Konjunktur einer Disziplin ist die Prägung einer Zeitschrift. Zeitschriften sind literarische Klammern für Fachverbände und Fachkongresse. 1903 – die Historikerschlachten um die Kulturgeschichte sind geschlagen, der Held, Karl Lamprecht, ist verbannt, „Banishment“, wie Roger Chickering sein Kapitel über das Einsammeln der „axes and knives“ in Hayden White'scher Dramaturgie überschreibt – wird die „Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ gegründet. In „streng historischer Tendenz“ wollen die Herausgeber Georg von Below und Ludo Moritz Hartmann der „der Erforschung der wirtschaftlichen Zustände und Entwicklungen aller Zeiten und Völker dienen und sich ebenso von der Behandlung der Probleme der theoretischen Nationalökonomie wie von den Fragen der Sozial- und Volkswirtschaftspolitik der Gegenwart fernhalten.“²¹ Das „Geleitwort“, mit dem 1904 Sombart und Max Weber das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ übernehmen und zur führenden Zeitschrift dieses Bereichs ausbauen, klingt wie eine konzeptionelle Gegenrede zur VSWG:²² Die Erforschung des Kapitalismus als eine irreversible historische Entwicklung; dazu die Erforschung der Bedingungen zur Integration der Arbeiterschaft in die

„Kulturgemeinschaft der modernen Staaten“ und schließlich der Einsatz wissenschaftlicher Erkenntnis für die gesellschaftliche Reformpolitik. Eben deshalb ist die saubere Tfernung zwischen wissenschaftlicher Tatsaehenfeststellung und politischem Werturteil unverzichtbar. Wertfreiheit als intellektuelles Askesegebot des wertbezogenen Kulturmenschen, sobald er den wissenschaftlichen Diskurs wählt; empirische Erforschung aller sozialen Beziehungen und Kulturgebilde und deren Zurechnung auf klare idealtypische Begriffskonstruktionen, – das sind die Eckpfeiler einer „verstehenden Soziologie“, wie sie Weber und wissenschaftspolitisch weniger rigide Sombart und Tönnies mit der DGS aus der Taufe heben wollen. Das „Geleitwort“, auf das zwei programmatische Aufsätze der Verfasser Weber und Sombart folgen,²³ fixiert den Ort, an dem „historische und theoretische Erkenntnis“ neu verankert werden soll: „Unsere Zeitschrift wird heute die historische und theoretische Erkenntnis der allgemeinen Kulturbedeutung der kapitalistischen Entwicklung als dasjenige wissenschaftliche Problem ansehen müssen, in dessen Dienst sie steht. Und gerade weil sie selbst von einem durchaus spezifischen Gesichtspunkt ausgeht und ausgehen muß: dem der ökonomischen Bedingtheit der Kulturerscheinungen, kann sie nicht umhin, sich in engem Kontakt mit den Nachbardisziplinen der allgemeinen Staatslehre, der Rechtsphilosophie, der Sozialethik, mit den sozial-psychologischen und den gewöhnlich unter dem Namen Soziologie zusammengefaßten Untersuchungen zu halten.“²⁴

Es mag paradox klingen: Das historische Verständnis der sozialen Wirklichkeit soll verstärkt werden, die Fachhistorie wird aber nicht unter den hierzu hilfreichen „Nachbardisziplinen“ aufgeführt. Um die Gründe zu ermitteln, ist noch einmal auf die „Krise des Historismus“ zurückzukommen und auf eine schwebende Frage in der Forschungsliteratur. Bestand diese Krise im Kern aus zu großer methodischer Selbstsicherheit und theoretischer Selbstzufriedenheit, wie sie beispielsweise die „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ ausstrahlte? Oder bestand sie in methodischen Defiziten und theoretischer Unempfindlichkeit, die intellektuelle Energien abzogen? Rüdiger vom Bruch befindet für die wilhelminische Ära bündig, Geschichte war „eine reputierliche Wissenschaft, methodisch eine politische Wissenschaft, eine protestantische Wissenschaft, eine nationale Wissenschaft, eine wissenschaftliche Wissenschaft.“ Auch in die sozialen Reformdebatten seien Historiker als Bildungseliten voll einbezogen. „Verein für Sozialpolitik“ und „Evangelisch-sozialer Kongreß“ „zeigen enge Berührungen vornehmlich zwischen Nationalökonomern, Historikern, Theologen und Juristen.“²⁵ Daß Historiker bei allen Publikationen und Lehrveranstaltungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in der Beurteilung der „Sozialen Frage“ inkompetent waren, weil sie weder

an den neukantianischen Debatten über „Kulturwerte“ noch an den gesellschaftswissenschaftlichen über „soziales Handeln“ partizipierten, ist demgegenüber eine zentrale These der Soziologiegeschichtsschreibung.²⁶

Die tatsächliche Verfassung der Fachhistorie zwischen Elitenbewußtsein und intellektueller Marginalisierung zeigt mehr als die nationalen Historikertage der 1908 in Berlin veranstaltete 3. Internationale Historikerkongreß. Folgt man Karl Dietrich Erdmanns umsichtiger Zusammenfassung, dann hat hier die deutsche Fachhistorie Wesentliches ihrer Reputation vor der internationalen Öffentlichkeit verspielt. Die Neuzeiter fühlten sich so in die Machtkämpfe ihrer Staaten eingebunden, daß sie Berlin als Konkretort sehr reserviert gegenüberstanden. Adolf von Harnack, Otto von Gierke und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf zeigten sich weltläufig genug, die Initiative zu ergreifen. Die Defensive, mit der die deutschen Teilnehmer auf Methodenfragen und thematische Erweiterungen reagierten, ließen wenig von der Geschichte als „Lehrmeisterin der Gegenwart“ vermuten, als die sie der Reichsstaatssekretär des Innern, Bethmann Hollweg, zur Eröffnung ansprach. Karl Lamprecht, so Erdmanns Fazit, war mehr Alibi als wirklicher Gegenstand, um eine Perspektivenerweiterung zur Kultur- und Universalgeschichte abzuwehren.

Geschichte und Soziologie fanden vor dem Ersten Weltkrieg keine wirkliche Basis für eine institutionelle Zusammenarbeit. Ganz generell war die Spezialisierung von Einzel- und Subdisziplinen Anlaß für die „Historische Zeitschrift“, ihr Geleitwort zum 100. Band in gedämpfterem Ton zu halten. Geschichte sei im „wissenschaftlichen Großbetrieb“ nicht mehr „Ferment der allgemeinen Bildung ... Ferment insbesondere der übrigen Geisteswissenschaften“, schreibt 1908 Friedrich Meinecke. Innerhin habe die „Historische Zeitschrift“ in fünfzig Jahren die Historiker zu einer „Berufsgenossenschaft“ zusammengeschlossen. „Jeder von uns fühlt heute eine solche korporative Zusammengehörigkeit, beruhend auf gleichartiger wissenschaftlicher Erziehung und gemelnsamen großen Traditionen.“²⁷ Der hier beschworene Zunftgeist schlägt sich einerseits in der fachlichen Qualität der Historikertage nieder, bewirkt andererseits aber die Abschottung nach außen, sei es gegen philosophische Kritiken der historischen Vernunft, sei es gegen soziologische Theorien historischer Entwicklungsprozesse. Die These, die sich schon bei Peter Schumann findet, – seit 1900 sei auf den Historikertagen nichts Aufregendes mehr passiert, nur „Troeltsch hatte etwas Neues geboten“ und „gewissermaßen auch die soziologische Dimension“ eröffnet“,²⁸ braucht nicht korrigiert zu werden.

Die Wissenschaftler, welche den ersten Soziologentag planen, sind zwangsläufig auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angelegt. Weber schreibt dem Geschäftsführer der DGS, Hermann Beck: „Nun müssen die

Einladungen erfolgen; doch wohl so, daß man alle Dozenten der Fächer Philosophie, neuere Geschichte, National-Ökonomie, Staatsrecht, Psychologie, Geographie, Etimologie und Anthropologie zur Teilnahme ... auffordert.²⁹ Zur Mitarbeit und zum Beitritt in die DGS war unter den Historikern ausdrücklich Georg von Below aufgefordert worden, der mit seiner bekannten Gegnerschaft die Soziologie als Wissenschaft ablehnte. Weber rügt ihn privat: „Ich bedauere Ihre hoffentlich nicht definitive Ablehnung. Was tut der Name ‘Soziologie’? Ist etwa alles, was sich Historiker nennt, ‘stubenrein’, oder auch nur alles, was auf den Historikertagen mit diskutiert?“³⁰ Below, der 1910 der Redaktion der „Historischen Zeitschrift“ beitrifft, repliziert dort öffentlich und mit Lamprechts Institut im Visier: „Die Erfahrung lehrt, daß in den Allergewissenswissenschaften wie der allgemeinen Kulturgeschichte und der Soziologie immer von neuem der Dilettantismus sein Haupt erhebt, oder, wie man es auch formulieren kann, es sind regelmäßig der Mehrzahl nach Dilettanten, die die Konstruktion einer allgemeinen Kulturgeschichte oder einer ‘Wissenschaft der Soziologie’ fordern: hier glauben sie ihr Rößlein ungestört tummeln zu können, während sie sich in einer strengen Fachdisziplin unbehaglich fühlen würden.“³¹ Soweit zum kommunikativen wie institutionellen Abgrenzungsprozeß zwischen Geschichte und Soziologie vor dem Ersten Weltkrieg. Eines hat der Soziologiekritiker Below bei aller Polemik richtig gesehen. Es gibt, ganz unabhängig von Lamprecht, einen *Konnex zwischen Kulturgeschichte und Soziologie*, der sich auf den ersten beiden Soziologentagen manifestiert. Dieser Konnex läßt sich auf drei Ebenen feststellen:

1. In den zentralen Problemfeldern. Wichtige Problemfelder einer innovativen Kulturgeschichte der Moderne verlagern sich von der Fachhistorie in eine soziologische Perspektive. Religions- und Rechtsgeschichte sind hierfür auf dem 1. Soziologentag exemplarisch, mit Ernst Troeltsch und Hermann Kantorowicz. Prozesse kollektiver Bewußtseinsbildungen ebenfalls, wengleich bei Georg Simmels „Soziologie der Geselligkeit“ weniger historisch verankert als bei Eberhard Gotheins „Soziologie der Panik“, die auch das Phänomen religiöser Massenbewegungen und Wahnvorstellungen in der Geschichte einbezieht. Nationsbildungsprozesse und ihre kulturellen Bedingungen sind das Leitthema des 2. Soziologentages. Nicht eigens thematisiert ist dagegen der ganze Komplex Kapitalismus – Industrialisierung – Arbeiterbewegung, – das bleibt weiterhin dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ überlassen.

2. In der kulturalanthropologischen Perspektive. Ich beschränke mich auf den Geschäftsbericht des 1. Soziologentages, in dem Max Weber die beiden teuren und aufwendigen empirischen Forschungsprojekte vorstellt, welche die DGS organisieren will: Eine Presse- und eine Vereinssoziolo-

gie. Die Erforschung von Vergesellschaftung in Vereinen und vom Massenkommunikationsmittel Presse wird unter die Leitfrage gestellt: Was tragen sie „...zur Prägung des modernen Menschen bei? Wie werden die objektiven überindividuellen Kulturgüter beeinflusst, was wird an ihnen verschoben, was wird an Massenglauben, an Massenhoffnungen vernichtet und neu geschaffen, an ‘Lebensgefühlen’ – wie man heute sagt – an möglicher Stellungnahme für immer vernichtet und neu geschaffen? Das sind die letzten Fragen, die wir zu stellen haben, und Sie sehen sofort, verehrte Anwesende, daß der Weg bis zu den Antworten auf solche Fragen außerordentlich weit ist.“³²

3. In der kulturtheoretischen Reflexion. Die Soziologentage markieren einen Endpunkt im Selbstfindungsprozeß der Soziologie von einem objektivistischen und evolutionistischen Gesellschaftsbegriff hin zu einem kulturhistorischen Begriff des sozialen Handelns. Nahezu alle Referate bedienen sich mehr oder weniger intensiv historischer Erklärungsmuster. Alfred Webers Einleitungsvortrag über den soziologischen Kulturbegriff mit seinem Bild der Geschichte als dem ewigen Antagonismus von Institutionalisierungsprozessen und dem subjektiven „Kulturwillen“ des Menschen zur selbstgestalteten Lebensführung ist ein besonders markantes Beispiel. Die entscheidende Brücke zwischen Kulturgeschichte und Soziologie schlug Eberhard Gothein.³³ Seine Auseinandersetzung mit Dietrich Schäfer über die Aufgaben der Kulturgeschichte hatte paradigmatische Qualität.³⁴ Für die dritte Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften verfaßte er den ausführlichen Artikel „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft“ und definierte dort unter Berücksichtigung aller Gegensätze von „Erklären“ und „Verstehen“ als Soziologie, „daß wir in der Wissenschaft von den Wechselbeziehungen der Menschen Gesetzmäßigkeit anerkennen und zu erforschen suchen.“ Im Prinzip stimmte auch der kritizistische Max Weber, der Gothein als Vorsitzenden des Arbeitsausschusses für Pressewesen der DGS versah, dieser nicht naturalistisch zu lesenden Formel zu und verwandte später in den „Soziologischen Grundbegriffen“ ähnliche Formulierungen.³⁵ Wie sehr die nicht zur institutionellen Geltung gekommene Kulturgeschichte ein Vorbild für die Ausprägung der Soziologie geworden ist, zeigt noch 1923 der Aufsatz von Hermann Kantorowicz über den Aufbau der Soziologie. Im einleitenden Abschnitt über das „Verhältnis zur Kulturhistorie“ heißt es: „Zu einer dieser historischen Wissenschaften steht die Soziologie aber in einem bestimmten logischen Verhältnis, dem der ‘Grundwissenschaft’: zur Kulturhistorie“.³⁶

In dieser Weise gehört die Gründungsphase der Soziologie zum großen Umbau den Kulturwissenschaften um 1900. Und vieles, was jetzt in editori-

schen Parallelaktionen DFG-gefördert nebeneinanderherläuft – Max-Weber-Gesamtausgabe, Simmel-Gesamtausgabe, Tönnies-Gesamtausgabe, Troeltsch-Gesamtausgabe – bündelt sich in diesem Gründungskontext. Auch insofern läßt sich sagen: die Soziologentage und das Programm der DGS beginnen vor dem Weltkrieg als das, was die DFG heute als das große Desiderat einer neuen Zusammenführung von Geistes- und Sozialwissenschaften zu ihrer Aufgabe erklärt.

Anmerkungen

- 1 „Inventur. Kommission für Kulturwissenschaften“, FAZ vom 16. Oktober 1995.
- 2 E. J. Hobsbawm, *Das imperiale Zeitalter, 1875–1914*, Frankfurt a. M. 1989, S. 305.
- 3 R. Chickering, *Der „Leipziger Positivismus“*, in: *Comparativ* 5 (1995), S. 20-31; ders., *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, New Jersey 1993; W. D. Smith, *Politics and Sciences of Culture in Germany, 1840–1920*, Oxford 1991.
- 4 H. Treiber/K. Sauerland (Hrsg.), *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850–1950*, Opladen 1995; vgl. dazu R. M. Lepsius u.a., *Symposium*, in: *Soziologische Revue* 18 (1995), S. 477-500.
- 5 Bericht über die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker zu Wien, 16. bis 20. September 1913, München 1914.
- 6 HZ 110 (1913), S. 327-331. Der Abdruck des Statuts im rezensierten Verhandlungsprotokoll enthielt den angesprochenen § 4 mit den soziologischen „Hilfsdisziplinen“ allerdings nicht mehr, wohl aber eine frühere Fassung vom Mai 1910 („Ordentliche Mitglieder können nur Personen sein, welche auf dem Gebiete der Soziologie oder ihrer Hilfsdisziplinen wissenschaftlich qualifiziert sind“), jetzt abgedruckt in: M. Weber, *Briefe 1909–1910*, hrsg. von M. R. Lepsius und W. J. Mommsen in Zusammenarbeit mit B. Rudhard und M. Schön, Tübingen 1994 (Max-Weber-Gesamtausgabe [im folgenden MWG] Bd. II/6), S. 548. Die stenographischen Protokolle: *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.-22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M.*, Tübingen 1911; *Verhandlungen des Zweiten Deutschen Soziologentages vom 20.-22. Oktober 1912 in Berlin*, Tübingen 1913; zur Fachgeschichte siehe D. Käsler, *Zur Wissenschaftssoziologie der frühen deutschen Soziologie 1909 bis 1914*, in: *Soziale Welt* 35 (1984), S. 5-47; ders., *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus*, Opladen 1984; O. Rammstedt (Hrsg.), *Simmel und die frühen Soziologen*, Frankfurt a. M. 1988; S. Papcke (Hrsg.), *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*, Darmstadt 1986.
- 7 Eine Analyse des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, das ehemalige „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“, ist nach wie vor ein Desiderat; J. Winkelmann (Hrsg.), *Max Weber. Die protestantische Ethik II. Kritiken und Antikritiken*, Gütersloh 1982; *Der Stoffverteilungsplan jetzt abgedruckt in: MWG Bd. II/6, S. 766-774*. Die insbesondere durch Manfred Schön erstellten außerordentlich gründlichen Kommentare dieses Weber-Briefwechsels aus den Jahren

- 1909–1910 werfen ein neues Licht auf die Entstehungsgeschichte der deutschen Soziologie; ich verdanke ihnen viel für meine wissenschaftsgeschichtlichen Vergleichsstudien.
- 8 Wie Anm. 6, S. 327.
 - 9 W. Ostwald, *Der Bau der Wissenschaften*, in: *Monistische Sonntagspredigten*, zweite Reihe, Leipzig 1912, Nr. 42.
 - 10 „Tönnies' philosophischer Monismus trieb ihn dazu, die unausweichliche Einbezogenheit des individuellen Lebensschicksals in allgemeine, kausal determinierte und statistisch erfassbare Massentendenzen nachzuweisen. Zu diesen umgreifenden, dem Determinismus unterworfenen Zusammenhängen gehörten natürlich in der damit gegebenen Perspektive die biologische Abfolge der Generationen nicht weniger als demokratische Prozesse“, so charakterisiert ihn sein Biograph Cornelis Bickel. Vgl. C. Bickel, *Ferdinand Tönnies: Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus*, Opladen 1991, S. 180.
 - 11 E. Pankoke, *Soziologie, Gesellschaftswissenschaften*, in: O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 997-1032.
 - 12 F. Lenger, *Werner Sombart 1863-1941. Eine Biographie*, München 1994.
 - 13 E. Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme*, Tübingen 1922 (Neudruck Aalen 1977), insbesondere S. I-II: Die heutige Krisis der Historie.
 - 14 Im deutsch-französischen Vergleich zusammenfassend O. G. Oexle, Was deutsche Mediävisten an der französischen Mittelalterforschung interessieren muß, in: M. Borgolte (Hrsg.), *Mittelalterforschung nach der Wende 1989*, München 1995 (HZ-Beiheft 20), S. 89-127.
 - 15 W. Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, München 1985, S. 305.
 - 16 Brief an Rickert vom 2. April 1905, mitgeteilt bei Marianne Weber, *Max Weber. Ein Lebensbild*, Tübingen, 3. Aufl. 1984, S. 359.
 - 17 GARS, Bd. 1, S. 205.
 - 18 Ausführlicher demnächst G. Hübinger, *Konzepte und Typen der Kulturgeschichte. Von der Wirklichkeitswissenschaft zur Wirklichkeitskritik (1900-1933)*, erscheint in: *Geschichtsdiskurs IV*, Frankfurt a. M. 1997; ders., Ernst Troeltschs „Soziallehren“ in außertheologischer Sicht, in: F. W. Graf/T. Rendtorff (Hrsg.), *Ernst Troeltschs Soziallehren (Troeltsch-Studien, Bd. 6)*, Gütersloh 1993, S. 230-240.
 - 19 S. Haas, *Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930*, Münster 1994.
 - 20 Impulsgebend H. Baier, *Die Gesellschaft – Ein langer Schatten des toten Gottes. Friedrich Nietzsche und die Entstehung der Soziologie aus dem Geist der Décadence*, in: *Nietzsche-Studien 10/11 (1982)*, S. 6-33; in der Sache wenig weiterführend A. Germer, *Wissenschaft und Leben. Max Webers Antwort auf eine Frage Friedrich Nietzsches*, Göttingen 1994.
 - 21 VSWG I (1903), S. V.
 - 22 Vgl. G. Hübinger, *Kapitalismus und Kulturgeschichte*, in: R. vom Bruch/F. W. Graf/G. Hübinger (Hrsg.), *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, Stuttgart 1989, S. 25-44.
 - 23 Geleitwort der Herausgeber, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 19 (1904)*, S. I-VII; W. Sombart, *Versuch einer Systematik der Wirtschaftskrisen*,

- ebenda, S. 1-21; M. Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, ebenda, S. 22-87.
- 24 Geleitwort (Anm. 23), S. V.
- 25 R. vom Bruch, Historiker und Nationalökonom im Wilhelminischen Deutschland, in: K. Schwabe (Hrsg.), Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1945, Boppard am Rhein 1983, S. 105-150, hier S. 126, 123.
- 26 Th. Burger, Deutsche Geschichtstheorie und Webersche Soziologie, in: G. Wagner/H. Zipprian (Hrsg.), Max Webers Wissenschaftslehre, Frankfurt a. M. 1994, S. 29-104, hier S. 94
- 27 F. Meinecke, Geleitwort zum 100. Bande der Historischen Zeitschrift, HZ 100 (1908), S. 1-10, Zitate S. 6, 5, 3.
- 28 P. Schumann, Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse, Göttingen 1975, S. 233. Vgl. auch S. 204: „Die Wirtschaftsgeschichte überließ der Historiker lieber dem Nationalökonom“, ferner S. 149 zum weitgehenden Verzicht auf zeitgeschichtliche Themen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
- 29 Brief vom 10. Juli 1910, MWG II/6, S. 583.
- 30 Brief an Georg von Below vom 28. Juni 1909, MWG II/6, S. 154. Sachlich geht der Vorwurf Webers dahin, Below würde nur „Geheimratsorganisationen“ wie die neugegründete Heidelberger Akademie der Wissenschaften schätzen, Forschungsinstitutionen mit innovativen Ansprüchen wie der DGS aber die konzeptionelle Mitarbeit verweigern: „Aber wenn nun der Versuch, die Gesellschaft auf die Basis einer Delegiertenorganisation von wirklich berufenen Leuten zu stellen, an solchen Gründen scheitert – dann trägt nicht die Soziologie als solche die Schuld, wenn nichts Geseheites herauskommt – sondern Sie und diejenigen, die ähnlich denken“ (S. 154f.).
- 31 G. von Below, Kulturgeschichte und kulturgeschichtlicher Unterricht, in: HZ 106 (1911), S. 96-105, hier S. 103; M. Weber selbst wird ebenda, Anm. I, ausdrücklich der strengen Fachdisziplin der Nationalökonomie zugerechnet. Zu Belows Eintritt in die HZ-Redaktion, gemeinsam mit Erich Marcks, siehe die Mitteilung in HZ 105 (1910), S. 236. Zur differenzierenden Betrachtung Belows siehe Oexle, Mediävisten (Anm. 14), S. 114ff.
- 32 M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Tübingen 1924, S. 441.
- 33 Vgl. G. Hübinger, Kapitalismus und Kulturgeschichte (Anm. 22), S. 40ff.
- 34 Oft interpretiert, zuletzt von Th. Burger, Deutsche Geschichtstheorie (Anm. 26), S. 60ff.
- 35 E. Gothein, Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaften, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. 4, Jena 1909, S. 706; Max Weber bezieht sich darauf im Brief an Ferdinand Tönnies vom 1. Dezember 1910, MWG II/6, S. 704. Zu seiner eigenen Bestimmung der Soziologie siehe: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1972, S. 3: „... die Aufgaben der Soziologie (und der Wissenschaften vom Handeln überhaupt): die sinnhaft orientierten Handlungen deutend zu verstehen“. Dazu auch, allerdings unter Ausblendung der Bezüge zur Geschichte als einer Wissenschaft vom Menschen in neuer Orientierung: W. Hennis, Max Webers Wissenschaft vom Menschen, Tübingen 1996, hier S. 7.

Historikertage und Soziologentage vor dem Ersten Welt

36 H. Kantorowicz, Der Aufbau der Soziologie, in: 1
Soziologie. Erinnerungsgabe für Max Weber, Bd. 1, 1